



Tamara McCall/Christian Judith

### **Tanzbereit**

**Moderner Tanz für Menschen mit und ohne Behinderung**

*Tamara McCall, Professorin an der Hochschule Osnabrück, Profilleitung Elementare Musikpädagogik, Rhythmikerin, Performerin tanzt mit Christian Judith, K-Produktion, Tanzkompanie HandiCapace, inklusive Tanzworkshops und internationale Performance-Projekte. Das Gespräch führte Michael M. Roth.*

***Herr Judith, Sie sind körperlich behindert. Wie sind Sie zu Ihrer Arbeit gekommen und wie erleben Sie sie?***

**Christian Judith** Ich verdiene mein Geld dank meiner Körperbehinderung und dank der damit verbundenen Ausgrenzung. Zum Beispiel auch durch meine Firma. Denn die Begegnung mit Menschen mit Behinderung ist immer noch die ‚unheimliche Begegnung mit der dritten Art‘. Behinderung ist in der Gesellschaft noch lange nicht angekommen. Weil das der Fall ist, werde ich gebraucht. Da jetzt die Behindertenrechtskonvention immer mehr greift und bei den Menschen mit Behinderung ein Menschenrechtsbewusstsein reift, glaube ich, dass wir am Anfang einer ganz starken Entwicklung stehen. Es wird viel passieren, so wie jetzt in Form der Fachtagung in der Akademie Remscheid. Frustrierend ist es, immer noch der Außenseiter zu sein. Natürlich gefällt man sich auch ein bisschen in der Rolle, aber es ist dennoch schade, denn: Ich würde so gerne einmal Mainstream sein. Mich einmal ganz entspannt zurücklehnen und sagen können: „Ach ist das alles schön, ist das alles super.“ Ich möchte auch einmal nicht immer das Gefühl haben, permanent um die gleichberechtigte Teilhabe kämpfen zu müssen.

***Meinen Sie das jetzt im Alltag oder im künstlerischen Bereich?***

**Christian Judith** In beiden Bereichen. Das bedingt sich doch gegenseitig. Die Erfahrungen im Alltag zerstören das künstlerische Potenzial, die Kreativität, etwas Schönes, etwas Leichtes schaffen zu können. Die Kunst ist immer geschwängert mit dem permanenten Erleben von Ausgrenzung. Das ist eine Belastung.

***Wie sind Sie eigentlich darauf gekommen, Tänzer zu werden?***

**Christian Judith** Als ich in Kassel im Behindertenparlament war, rief mich jemand vom Theater an, der eine Theatergruppe mit einem Rollstuhlfahrer zu Besuch hatte. Er wollte wissen, wo man denn mit einem Rollstuhlfahrer in Kassel essen gehen könnte. Ich habe ihm erklärt, dass das Essen gehen nur die eine Frage sei und ob er denn nicht auch wissen wolle, in welchem Hotel die Gruppe wohnen könne und so weiter. Wir haben uns zwei

Stunden unterhalten. Im Anschluss hat er mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, einmal einen kleinen Schnupperkurs zu machen – zwei Stunden Tanz. Dass ich reden kann, wusste ich damals. Dass ich aber einen Körper habe, der zum Tanz berufen ist, wusste ich damals nicht. Dieser zweistündige Workshop hat mein Leben verändert. Anschließend bin ich von Workshop zu Workshop gereist, nach Ludwigsburg, Stuttgart, London, Erlangen ... Schließlich habe ich über fünf Wochen ein Teachers Training in den USA gemacht.

*In Ihrem Workshop hier bei der Tagung habe ich erlebt, dass bei Ihrem Tanz eine neue künstlerische Qualität entsteht.*

**Christian Judith** Das kann zwar sein, für mich aber gilt eigentlich genau das Gegenteil. Ich finde, dass wir schon für Sachen beklatscht werden, die wir noch gar nicht so toll machen.

*Das wäre ja das Thema Behindertenbonus.*

**Christian Judith** Genau.

*Sie wollen eine eigene, spezifische ästhetische Qualität auf die Bühne bringen. Das ist so, als würde man das erste Mal einen Picasso sehen. Damit muss man sich ja erst einmal beschäftigen. Der nächste Schritt wäre dann die künstlerische Auseinandersetzung und Bewertung. Das, so habe ich Sie verstanden, erfolgt aber ja schon. Es wird tendenziell immer normaler, dass Auftritte wie Ihre stattfinden. Oder?*

**Tamara McCall** Da es keine entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten gibt, arbeiten in Deutschland nur wenige Menschen professionell in diesem Bereich. Das betrifft vor allem den Tanz. Beim Schauspiel hat sich schon mehr getan, eventuell auch in der Musik. Aber beim Tanz stehen wir ganz am Anfang.

*Wie ist das im internationalen Vergleich?*

**Tamara McCall** Deutschland würde ich im internationalen Bereich eher als Entwicklungsland bezeichnen. England z. B. ist uns 20 Jahre voraus. Dort gibt es viel mehr ausgebildete professionelle Tänzerinnen und Tänzer mit Behinderung. Eine der Folgen davon ist, dass sich die Sehgewohnheiten im künstlerischen Bereich verändern. Denn schließlich unterscheidet sich ein professionelles Niveau vom Community Dance. Menschen mit Behinderung sollten genau dasselbe Recht haben wie Menschen ohne Behinderung, Tanz als Hobby zu betreiben oder sich zu professionalisieren. Und dieses Bewusstsein fehlt meiner Ansicht nach in Deutschland noch ganz massiv. Ich beobachte ganz oft und in vielen Bereichen, dass zwar von „Inklusion“ gesprochen, tatsächlich aber nur Integration beschrieben wird. Das regt mich auf. Denn die Integration ist gescheitert. Jetzt ist die Zeit, um die Inklusion voranzubringen. Es ist immanent wichtig, dass dieses Bewusstsein in den Köpfen und in der Erlebniswelt ankommt. Das betrifft beispielsweise auch ganz praktisch die Vorbereitung von Kongressen. Hieran sollten Menschen mit Behinderung beteiligt

werden. Schließlich kann man ja vieles gar nicht wissen, wenn man seine Wahrnehmung noch gar nicht geschult hat. Außerdem sollten sich die Verantwortlichen bewusst machen, dass es um einiges einfacher wäre, wenn man sich helfen lassen würde.

*Tatsächlich ist es extrem schwierig, alle, die potenziell ausgrenzbar sind, im Vorhinein zu berücksichtigen. Wenn man mit Menschen zusammengearbeitet hat, die Ausgrenzung erlebt haben, ist man dann sensibilisiert und kann das auf andere Gruppen übertragen?*

**Tamara McCall** Meines Erachtens besteht die wichtigste Voraussetzung darin, sensibel zu sein und offen dafür, bestimmte Dinge vielleicht auch gar nicht wissen zu können. Man sollte sich eingestehen, dass man in bestimmten Bereichen an seine Grenzen stößt. Deswegen plädiere ich immer dafür, Teams zusammenstellen aus Menschen mit und ohne Behinderung.

*Sicher ist es schwierig, eine Basissensibilität für die vielfältigen Möglichkeiten der Ausgrenzung zu besitzen. Eine Körperbehinderung kann ich sehen, aber was ist mit einer Schizophrenie? Wie kann ich die vielfältigen Möglichkeiten der Behinderung antizipieren, aber trotzdem normal sprechen, mich normal verhalten?*

**Christian Judith** Genau das ist das Problem: Tamara und ich haben so viel zusammen erlebt, dass Tamara eine große Sensibilität entwickelt hat. Wir waren zum Beispiel kürzlich auf einer Tagung. Man hatte uns für eine Show mit zwei Dreirädern engagiert. Am Empfang war ein hoher Anmeldetisch. Tamara ist auf dem Dreirad reingerollt und sitzengeblieben. Die Mitarbeiter mussten um den Anmeldetisch herum zu uns kommen. Tamara wird natürlich niemals fühlen, was ich fühle. Ich werde auch niemals fühlen, was Tamara fühlt. Aber ich muss ihr nicht viel erklären, wenn etwas geschieht. Sie versteht auch dieses Gefühl von Enttäuschung, Schmerz und Trauer, das ich empfinde, wenn ich mal wieder eine Sonderrolle inne habe. Wenn wir bei einer Tagung zum Beispiel abends nicht hinunter an die Bar gehen, weil ich die Treppe nicht hinunterkomme. Das verletzt. Ich war einmal in den USA, um eine Tanzausbildung zu machen. Es gab ein Country-Festival. 200 Leute warteten auf den Shuttlebus, alle standen Schlange. Da kam ein Typ zu mir und sagte: „Rollifahrer zuerst einsteigen.“ Darauf habe ich erwidert: „Nein, ich habe fünf Freunde.“ Seine Antwort: „Kein Problem, alle mitkommen.“ Das war positive Diskriminierung. Dann standen wir vor dem Greyhound und ich hatte sechs Stufen vor mir, sechs riesige Stufen. Da drückt der Typ auf einen Knopf und die sechs Stufen verwandeln sich in eine Rampe. Obwohl das ein uralter Bus war, eine richtige alte Klappermühle, war das selbstverständlich. Ich kam da hinein und zwar innerhalb von Sekunden. In Deutschland muss der Busfahrer erst mal die Kasse abschließen, den Wagen sichern, aufstehen, nach hinten gehen, die Klappe herunterlassen, es knallt, wenn die auf dem Boden aufschlägt, du rollst rein, er ist genervt davon, muss die schmutzige Klappe wieder anfassen und zuklappen, muss nach vorne gehen. Auf dem gleichen Festival kam direkt zu Beginn eine nette junge Frau auf mich zu und drückte mir einen Zettel in die Hand. Darauf waren die Wege für die Rollifahrer aufgezeichnet, die Behindertentoiletten, die Standorte der

Gebärdendolmetscher und so weiter. Ein anderes Beispiel: Wir sind zu einem Workshop in die Ukraine geflogen. Am Flughafen wurden wir aus dem Flugzeug ausgeladen und in einen Krankenwagen gesetzt. Die Leute trugen Stiefel und weiße Kittel wie Schlachteruniformen. Das ist der Unterschied zur Teilhabe auf Augenhöhe. Deutschland liegt irgendwo dazwischen: Ich habe damals, als ich die Erlebnisse in den USA und der Ukraine hatte, in Kassel an der Gesamthochschule unterrichtet. Als Studierender kamst du mit dem Rolli in den Hörsaal. Aber nicht als Dozentin oder Dozent. Du musstest dich hinuntertragen lassen, um zu unterrichten. Die Architekten in den 70er Jahren in Deutschland sind nicht auf die Idee gekommen, dass es behindertes Lehrpersonal geben könnte. Das sind die ständige Ausgrenzung, die ständige Auseinandersetzung, der ständige Kampf.

*In welchen Momenten erleben Sie sich gar nicht als behindert? Wann können Sie das vergessen?*

**Christian Judith** Das ist nie weg. Aber ich erlebe meine Behinderung ja auch als ein Geschenk. Ich habe Tamara dadurch kennengelernt und habe mit ihr zusammen ganz wunderbare Tanzerlebnisse gehabt. Meine Behinderung ist ein absolutes Geschenk, eine Bereicherung für mich. Ich bin der, der ich bin, weil ich bin so wie ich bin. Wenn ich ein anderer Typ wäre, wäre ich ein ganz anderer Mensch. Nähme man mir meine Behinderung, nähme man mir meine Identität. Ich will genau so sein wie ich bin. Ich will nicht so sein wie Sie. Natürlich nervt es behindert zu sein, wenn etwas vom Tisch hinunterfällt und ich dann nicht so gut darankomme. Ja, es ist nicht alles easy. Aber es macht mich offener.

*Als ich Ihnen das erste Mal begegnet bin, hatte ich das Gefühl, dass Sie sich sehr wohlfühlen in Ihrem Körper. Sie ruhen in sich, sind mit Ihrem Körper zufrieden. Das ist auch etwas, dass Menschen ohne Behinderung erst mal verstehen müssen: Dass man als Mensch mit Behinderung genauso das Recht hat, sich zu mögen und seinen Körper sehr positiv wahrzunehmen. Wie zeigt sich dies in Ihrer tanzkünstlerischen Arbeit?*

**Christian Judith** Wir haben unseren gemeinsamen Tanz immer als eine Bereicherung und als ein offenes Experimentieren erfahren oder erlebt, weil wir nicht auf ein „so muss es sein“ oder „so ist es“ zurückgeworfen werden. Ich habe von Tamara gelernt, wie ich rolle, wie ich mich bewegen, wie ich aus dem Liegen hochkommen kann. Wir haben gemeinsam erforscht, warum das auf der einen Seite klappt, auf der anderen nicht. Dadurch haben wir eine ganz andere Qualität des Tanzes entwickelt als jemand, der über beide Seiten gleich gut aufstehen kann. Auf Fanø, meiner Lieblingsinsel in Dänemark, wollte ich einmal eine Düne hinaufklettern. Die war zehn, zwölf, fünfzehn Meter hoch. Ich bin durch den Sand hochgekrabbelt. Das war schon anstrengend. Und es war für mich gleichzeitig ein ganz tolles Erlebnis. Ich saß nachher oben auf dieser Düne, als hätte ich einen Berg bestiegen, und sah den Sonnenuntergang. Das war großartig. Ich brauche keine Achttausender für dieses Erlebnis, mir reichte die Acht-Meter-Düne. Es hat Spaß gemacht, sie zu bezwingen. Was ich damit zum Ausdruck bringen will ist diese Relativität von dem, was der Mensch erwartet. Sie als Mensch ohne Behinderung gehen die Düne hinauf, für Sie ist es keine

Anstrengung. Für mich ist das eine enorme Anstrengung und ich werde deshalb, wenn ich oben auf der Düne angekommen bin, etwas anderes erleben als Sie.

**Gibt es in Deutschland eigentlich eine Community von Tänzerinnen und Tänzern wie Ihnen?**

**Christian Judith** Das, was Tamara und ich machen, das gleichberechtigte Tanzen eines Menschen mit und eines Menschen ohne Behinderung, ist relativ einmalig in Deutschland. Eigentlich kenne ich nur noch ein weiteres Paar. Bei diesem Paar ist der eine Partner gehörlos. Deswegen arbeitet der andere mit Gebärdensprache.

**Wie kann das Mainstream werden?**

**Tamara McCall** Zuerst einmal müssten Arbeitsplätze und eine professionelle Ausbildung geschaffen werden. Wir brauchen von Inklusivpädagoginnen und -pädagogen initiierte Ausbildungsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung im Tanzbereich. Sicherlich tut sich da schon einiges. In Bremen ist zum Beispiel eine Tänzerin mit Trisomie 21 eingestellt worden. Derzeit gibt es mehr professionelle inklusive Tanzkompanien als professionelle Anleiter mit Behinderung. Aber auch das ist wichtig, denn hierdurch können sich bei den Rezipierenden Hör- und Sehgewohnheiten ändern. Interessant finde ich auch zu beobachten, dass es letztlich egal ist, an welcher Stelle man mit der Änderung anfängt. Denn in der Folge dieses Handelns gerät viel in Bewegung. Nehmen wir ein Beispiel aus dem schulischen Bereich: Wenn ein Junge mit Behinderung Klassensprecher wird, stellt das die Lehrer vor ganz neue Herausforderungen. Oder nehmen wir unser inklusives Tanztheater als Beispiel. Wir haben es für Menschen mit Behinderung geöffnet, auch in Bezug auf das Publikum. Nun haben die Studierenden eine Aufführung präsentiert, die ein hohes künstlerisches Niveau besitzt und Stille voraussetzt, weil sich die Studierenden konzentrieren müssen. Stellen Sie sich einmal vor, was passieren würde, wenn im Publikum jemand säße, der sich lautstark äußert? Das haben wir im Vorfeld auch so nicht gesehen. Indem einerseits unsere künstlerische Qualität steigt, wird es andererseits immer schwieriger, vor einem offenen Publikum zu spielen. Es stellt sich daher die Frage, ob wir nicht vielleicht ganz andere Formate für inklusive Aufführungen benötigen. Das ist eine große Herausforderung, vor der wir stehen. Eigentlich kann man das nicht lernen. Was man aber lernen kann ist: Aufmerksam zu werden für all' das, was die Inklusion mit sich bringt, und flexibel zu bleiben ...

**Christian Judith** ... ja, und neue Sachen auszuprobieren.

**Tamara McCall** Damit setzen wir sehr viel in Bewegung, denn neue Sachen bringen wiederum Neues mit sich.

**Christian Judith** Einer meiner Studierenden hat kürzlich in seinem Referat gefragt „Ist Inklusion lernbar?“ Das ist eine super Frage.

*Wir haben ja die Inklusions-Debatte in den Schulen. Das könnte ein erster Schritt sein. Man könnte ja folgende Theorie aufstellen: Wenn ich schon einmal einen Rollstuhlfahrer in meiner Klasse gehabt habe, erstaunt es mich vielleicht nicht so sehr, einen Rollstuhlfahrer auf der Bühne zu sehen. Glauben Sie, dass eine solche Transferleistung möglich ist?*

**Christian Judith Naja**, ich stelle einmal die Gegenfrage: Hat sich wirklich etwas verändert, als Barack Obama erster schwarzer Präsident der USA geworden ist? Ich weiß es nicht ganz genau. Der Komplex ist so vielschichtig. Wenn wir die Vielfalt unserer Gesellschaft in der Kunst oder im Alltag abbilden wollen, ist das mit großen Veränderungen verbunden. Auch Leistung muss noch einmal ganz neu definiert werden. Nehmen wir zum Beispiel den Behindertensport, um das zu veranschaulichen. Beim Basketball zählt nicht die Anzahl der Spieler, sondern die Anzahl der Punkte, die diese auf das Spielfeld bringen. Da gibt es zum Beispiel einen querschnittgelähmten Spieler, der den Oberkörper noch komplett bewegen kann und Bauchmuskulatur hat. Ein solcher Spieler zählt mehr Punkte als jemand, der beispielsweise nur noch die Arme bewegen kann. Diese Zählung hat zur Folge, dass eine Mannschaft vielleicht fünf Spieler hat, die andere neun Spieler. Auch in anderen Sportbereichen findet sich diese Systematik: Würde ich gegen einen Tennisstar spielen, müsste man mein Feld ganz anders definieren, um die Leistung vergleichbar zu machen. Dadurch würde das komplette System in Frage gestellt. Ich glaube nicht daran, dass das jemals passieren wird. Dennoch hat sich ja viel verändert. Das zeigt sich auch daran, dass wir jetzt hier sitzen, dass Sie mit uns reden. Vor 20 Jahren wäre das gar kein Thema gewesen. Dass wir jetzt sogar von künstlerischem Anspruch sprechen, zeigt: Das Thema hat eine andere Qualität bekommen.

*Braucht man ein Schlüsselerlebnis, um eine Art Intuition zu entwickeln, die man für die Arbeit mit heterogenen Gruppen benötigt, oder ist es so, dass man diese Kompetenzen immer wieder durch stete Übung auffrischen muss?*

**Tamara McCall** Man braucht beides. Auf der einen Seite steht die Begegnung mit Menschen mit Behinderung auf gleichberechtigter Ebene, zum Beispiel mit Christian Judith als Dozent mit Körperbehinderung, sowie die gemeinsamen tänzerischen Erfahrungen. Und auf der anderen Seite befindet sich ein unglaublich weites Feld der pädagogischen Herausforderungen, denen auch ich mich immer wieder gegenüber sehe. Das habe ich selbst zum Beispiel vor zwei Jahren erlebt, als ich den ersten blinden Tänzer in meinem Ensemble hatte.

*Haben Sie viele solche Bewerbungen?*

**Tamara McCall** Es gibt solche Bewerbungen zwar, aber meiner Ansicht nach sind es noch immer viel zu wenige.

*Glauben Sie, dass es einen Transfereffekt gibt, dass Menschen beispielsweise durch die Erfahrungen mit körperlich Behinderten generell offener werden oder geschickter im Umgang mit Vielfalt – mit Älteren, mit Kindern ...*

**Tamara McCall** Mehr noch: Durch solche Erfahrungen wird es möglich, Vielfalt auch in homogenen Gruppen zuzulassen. Solche Erfahrungen fördern die Entwicklung selbstbewusster Studierender. Sie tragen dazu bei, dass sich auch die Persönlichkeit dieser jungen Menschen stark ausprägt. Ich beobachte mit Freude, dass der Studiengang Elementare Musikpädagogik/Rhythmik Individualisten hervorbringt. Das wiederum fordert umgekehrt natürlich auch mich. Dieses Gefordertwerden gehört unmittelbar zu dem Themakomplex Inklusion. Die Erfahrungen sind auch eine wichtige Voraussetzung, um ein gutes inklusives Angebot zu machen.

*Wenn Sie einen Qualifizierungsbedarf sehen, wo würden Sie denn da ansetzen: Beim Studium? Oder könnte man auch im Nachgang qualifizieren, also non-formale Angebote schaffen, weil es ja lange dauern wird, bis die Studiengänge alle inklusiv sind?*

**Christian Judith** Ich würde nicht darauf warten, dass die Menschen in den Hochschulen erkennen, wie wichtig es ist, Angebote für Behinderte zu schaffen. Ich hätte viel mehr Lust, das breiter zu streuen. Mit meiner Firma sind wir dabei, Behindertenwerkstätten zu beraten. Da würde ich gerne Tanz anbieten. Allerdings würde ich das gerne casten ...

*... also als Talentsuche ...*

**Christian Judith** Genau, ganz knallhart. Denn jeder Mensch kann tanzen, aber nicht jeder Mensch ist ein Tänzer. Dann würde ich mit denjenigen, die es wollen und die es können, eine Ausbildung machen. Mein Wunsch ist es, dass vom ersten Augenblick an Menschen mit Behinderung an der Ausbildung teilnehmen. Ich finde es schwierig, wenn sich die jungen Menschen in der Ausbildung so bewegen, wie es dem Standardbild von Tanz entspricht. Anschließend gehen sie auf Menschen mit Behinderung zu und sagen: „Klar kannst du tanzen.“ Als Mensch mit Behinderung hast du aber von klein auf gelernt: Du sitzt im Rollstuhl, dein Körper ist nicht richtig, so wie er ist. Alle Körperkontakte, die du hattest, waren bis dahin darauf ausgerichtet, den Körper zu verändern. Und jetzt kommt eine Tamara angefegt und sagt: „Das kannst du.“ So funktioniert das nicht.

*Wir brauchen also nicht nur Tänzerinnen und Tänzer mit Behinderung, sondern auch Tanzlehrerinnen und -lehrer und Coaches mit Behinderung?*

**Christian Judith** Ich wage einmal einen Wunsch: Ich bin Lehrbeauftragter in Osnabrück, darf mit Tamara dort Inklusion lehren, darf auch mal ein Seminar geben, habe aber keine für Hochschulen übliche Qualifikation, habe keinen Dokortitel. Vielleicht müsste eine Hochschule jemanden wie mich einstellen, der diese Aufgabe aufgrund seiner anderen, besonderen Qualifikationen machen kann.

**Tamara McCall** Ich bin ja Visionärin. Wenn Kinder wirklich von Anfang an gemeinsam spielen, lernen und erleben würden, dann wäre das eine ganz einzigartige Chance. Denn am Anfang steht immer emotionales Erleben. Kinder, die so aufwachsen, würden sich zu ganz anderen Erwachsenen mit einem anderen Blick entwickeln. Als mein Sohn Luis noch in der Vorschule war, hat er gerne Lego-Landschaften gebaut. Dabei hat er festgestellt, dass es bei Lego keinen Rollstuhl gibt. Warum eigentlich nicht? Luis fand Christians Dreirad super und hat auch gesagt, er würde gerne einmal ausprobieren, Rollstuhl zu fahren. Es ist doch eine große Chance, dass Kinder anderen Menschen erst einmal vorurteilsfrei begegnen.

**Christian Judith** Es kann aber nicht sein, dass ein Kind oder ein Mensch mit Behinderung in eine Gruppe von Nichtbehinderten gesteckt wird.

**Tamara McCall** Genau das habe ich aber durchaus schon erlebt. Das ist vielfach gängige Praxis, wenn es um Inklusion geht. Da kommt ein einzelnes Kind mit Behinderung in eine Gruppe von Kindern ohne Behinderung. Jetzt nehmen wir einmal an, die Kinder lernen gerade die Stabspieltechnik. Was aber geschieht in der Situation mit dem Kind mit Behinderung, das vielleicht „nur“ einen Arm hat? „Nur“ sage ich jetzt schon. Denn der Blick ist oftmals defizitorientiert – auch bei Lehrkräften, da schließe ich mich durchaus mit ein: Ich werde immer sehen, was das Kind nicht kann, während alle anderen Kinder das können. Dabei eröffnen sich mir viele verschiedene Möglichkeiten, sobald ich eine heterogene Gruppe vor mir habe. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Bereich der Musik: Ich kann den Schlägel in den Mund nehmen, ich kann ihn zwischen die Zehen stecken, ich kann mit dem Klang experimentieren. Wenn ich so mit Heterogenität umgehe, lautet die Beurteilung eben nicht: Zehn Kinder spielen auf diese Weise und eines versucht es genauso und macht das ja „schon ganz gut“.

**Christian Judith** Das Schlimme ist dabei: In dem Augenblick, in dem ein Mensch die Dinge nicht so machen kann wie die anderen, wird ein formales Defizit sichtbar und der Mensch ausgegrenzt. Er selbst spürt es, die Gruppe spürt es. Das Resultat: Die Integration führt eigentlich zur Separation...

**Tamara McCall** ... niemand will mehr mit der Person zusammen sein, weil sie Dinge nicht „so gut kann“ ...

**Christian Judith** Unglaublich daran ist, dass man nicht das System hinterfragt. Das Problem der Diversität ist: Wenn du wirklich auf alle gleichzeitig Rücksicht nimmst und Qualitäten entdecken willst, dann wird es ... ich will nicht sagen kompliziert ... es wird herausfordernd. Versuchen Sie einmal, einen gemeinsamen Nenner zu finden, wenn in einer Gruppe zum Beispiel ein Mensch mit herausforderndem Verhalten, zwei Blinde, drei Gehörlose, vier Menschen mit Lernschwierigkeiten und zwei im Rollstuhl sind – das ist eine interessante Herausforderung.

**Tamara McCall** Es gibt ein sehr aussagestarkes Schaubild, mit dem Inklusion dargestellt wird: Am Anfang sieht man nur schöne, gleichmäßige Kreise. Nach und nach kommen immer mehr hinzu und am Schluss, wenn alle zusammen sind, ist das Gebilde kein Kreis mehr, sondern eine ganz andere Form mit Beulen und Ecken. Damit diese Form der Inklusion gelingt, müssen entsprechende Strukturen geschaffen werden. Wir brauchen zum Beispiel kleinere Gruppen. Wir brauchen ein Dozenten-Team: eine Sozialpädagogin oder einen Sozialpädagogen, eine Assistentin oder einen Assistenten, vielleicht auch zwei. Unter Umständen muss man die Gruppe auch einmal teilen und später wieder zusammenführen. Wir brauchen ein ganz anderes System, damit niemand überfordert oder unterfordert wird.

**Christian Judith** Das gesamte Konzept muss anders sein: Du musst andere Inhalte lehren, du musst andere Methoden lernen. Überhaupt brauchen wir eine viel größere Methodenvielfalt. Wir müssen ganz anders denken. Ich gehe jetzt mal einen Schritt weiter: In der Behindertenwerkstatt machen sie meines Erachtens den Fehler, für Menschen mit Behinderung Restjobs abzugreifen statt neue Job mit neuen Qualitäten zu entwickeln. So könnte man einen Job entwickeln, bei dem ein Mensch für einen anderen Menschen einkaufen geht oder diesen ins Kino begleitet. Was ich meine ist: Wir müssen neue Wege gehen.

*Was können wir machen, damit es nicht zwanzig Jahre dauert, bis die Kinder, die jetzt mit Menschen mit Behinderung aufwachsen, groß sind? Was können wir jetzt tun, damit es weitergeht?*

**Christian Judith** Der behindertengerechte Ausbau der Hamburger U-Bahn ist auf 20 Jahre angelegt. Wenn wir in 20 Jahren so weit wären, würden sich Tamara und ich riesig freuen. Und auch, wenn wir in 40 Jahren so weit wären. Ich kann Ihnen Fotos und Plakate von Demonstrationen aus den 80er Jahren zeigen. Darauf stehen die gleichen Slogans wie im Jahr 2013. 30 Jahre lang werden die gleichen Forderungen erhoben! Da ist so wenig passiert. Inzwischen kommt die vierte Generation der ICEs auf den Markt. Wir haben durchgesetzt, dass es fahrsteiggebundene Einstiegshilfen gibt. Das heißt konkret: Ich muss nicht mehr betteln, dass am Zug Servicepersonal steht. Jetzt kann die Schaffnerin oder der Schaffner im Zug mir ermöglichen einzusteigen. Mit welcher Erfindung wird das möglich? Sie wollen Anlegerampen machen! In der vierten Generation der ICEs! Dass der ICE nicht in die USA verkauft worden ist, lag unter anderem daran, dass er nicht barrierefrei ist.

**Tamara McCall** Schauen wir uns doch auch einmal die öffentlichen Theater an. Ich finde oftmals keinen Veranstaltungsort, der mehr als zwei Rollstuhlfahrer im Publikum zulässt.

**Christian Judith** Ich habe auch schon einen Veranstaltungsort erlebt, da wurden uns Plätze für Rollstuhlfahrer versprochen. Sie waren sogar schon in die Baupläne eingezeichnet. Bei der Eröffnung wurde uns dann mitgeteilt: „Tut uns Leid, aber die Plätze für Rollstuhlfahrer haben wir jetzt doch nicht. Sorry, haben wir Euch das gar nicht gesagt?“

Aber es stellt sich auch eine ganz andere Frage: Was haben wir von Inklusion? Sie, du Tamara, ich? Was haben wir davon, solange das auf dem Niveau bleibt „Wir tun was Gutes“ ist das alles Bullshit. Wenn die Menschen nicht erkennen oder erleben, warum Inklusion für sie toll ist, bleibt das immer nur eine Goodwill-Nummer .... und das ist nicht schön. Was uns wirklich nach vorne bringen würde, wäre der Auftritt eines Tänzers oder einer Tänzerin mit Behinderung in „Wetten, dass ...?“ Das würde Öffentlichkeit für die Inklusion herstellen. Wir brauchen unbedingt ein solches Vorbild, damit die Menschen sagen: „Wow, der macht das so geil, das will ich auch.“ Am Tag nach der Ausstrahlung würden 500 Tanzschulen überlegen, ob sie nicht inklusiven Tanzunterricht anbieten wollen. Das würde etwas verändern.

**Tamara McCall** Es wäre genial, wenn wir einen Ort hätten, an dem eine inklusive musik- und tanzpädagogische oder nur tanzpädagogische Qualifizierungsmaßnahme für Menschen mit und ohne Behinderung möglich wäre. Man bräuchte eigentlich ein Team oder eine Institution wie die Akademie Remscheid, die sich dafür öffnet. Es wäre wunderbar, wenn wir mehr anbieten könnten als nur Wochenend-Workshops.

**Christian Judith** Das Problem dabei ist allerdings, dass ich nicht mehr darum betteln möchte. Ich habe die Nase voll davon, immer an der Tür zu kratzen und zu fragen: „Dürfen wir hier mal einen Workshop machen?“ Ich möchte gerne einmal gerufen werden. Ich möchte einmal das Gefühl haben, ernst genommen zu werden und mich nicht jedes Mal beweisen zu müssen. Die Realität heute sieht so aus, dass die Menschen denken: „Das ist schön, was Sie da machen. Machen Sie mal, aber lassen Sie mich damit in Ruhe. Machen Sie nicht so laut und nerven Sie nicht. Geld? Nein Geld gibt es keins.“ Das frustriert. Gar nicht mehr zum Thema gemacht wird Behinderung im Cirque du Soleil. Einer der Tänzer geht an Krücken. Und tanzt im Cirque du Soleil, absolut traumhaft, richtig großartig. Tituliert wird das aber nicht als „Tanzen mit Behinderten“. Wir dagegen müssen noch draufschreiben: Das ist keine Kunst von Männern und Frauen, keine Kunst von Dicken und Dünnen, sondern von Menschen mit und ohne Behinderung – und ich finde es gut, es zu benennen. Ich bin auch stolz darauf. Das führt mich wieder zu dem Anfangssatz: Ich bin so wie ich bin, weil ich bin so, wie ich bin und ich bin sehr gut so. So ist es. Dazu gehört die Behinderung. Sie ist Bestandteil.

*In seinem Lied „Wenn’s nun anders ausgegangen wär“ entwickelt Herman van Veen ein Szenario, wie die Welt heute wohl aussähe, wenn „Hitler den Kampf gewonnen hätte“. Sich dies auszumalen, kann dafür sensibilisieren, wie notwendig es ist, dass der Diskurs über Ausgrenzung immer wieder geführt wird und die gesellschaftliche Praxis gegen Ausgrenzung – also für Inklusion im weiteren Sinne – stetig weiterentwickelt wird.*

### **Wenn’s nun anders ausgegangen wär**

Wenn Hitler seinen Kampf gewonnen hätte  
ist der Gedanke denn so hirnverbrannt  
gäb’s keine deutsche Frau mit Zigarette  
dann herrschten Zucht und Ordnung hier im Land  
dann würde es die Dritte Welt nicht geben  
und dafür nur ein großes Drittes Reich  
der Sozialismus wäre nicht am Leben  
und trotzdem wären alle Menschen gleich  
Gewerkschaften gäb’s keine mehr  
wenn’s anders ausgegangen wär’

Dann gäb’s nicht das Problem der Asylanten  
hierherzuwollen hätte wenig Sinn  
verschwindend wär die Zahl der Emigranten  
wo sollten die denn schließlich schon noch hin  
man spräche auch nicht mehr von Arbeitslosen  
dann hätte man die Vollbeschäftigung  
es nähmen keine Umweltschutz-Mimosen  
dem Bau der Autobahnen seinen Schwung  
die Rüstung hätt’ es nicht so schwer  
wenn’s anders ausgegangen wär’

Für Homosexuelle streng verboten  
die Schilder hingen dann an jeder Bar  
es gäbe keine Grünen, keine Roten  
wohin die alle kämen, ist wohl klar  
am Bahnhof säß’ kein Penner und kein Streuner  
kein Fixer gäb’ sich dann mehr einen Schuß  
an keine Haustür käm’ mehr ein Zigeuner  
auch mit den Juden wär’ für immer Schluß

die Krankenhäuser wären leer  
wenn's anders ausgegangen war'

Inzwischen wäre Hitler mehrfach Opa  
wenn auch wahrscheinlich nicht durch Eva Braun  
und längst wär' ihm gelungen, in Europa  
was die EG will - die Zölle abzubauen  
es herrschte das gesunde Volksempfinden  
und das mag keinen längeren Prozeß  
wer aneckt, würde über Nacht verschwinden  
dein Freund und Helfer hieße dann SS  
und ich, ich sänge sicher auch nicht mehr  
wenn's anders ausgegangen wär'

*Musik: Herman van Veen*

*Text: Willem Wilmink*

*Subtext: Thomas Waitkewitsch*

*© by Harlekijn-Music/Universal Music Publishing GmbH und Willem Wilmink*

*Erstmals erschienen im Album: «Herz» 1982*



Abb. 14: Wie können Massen beeinflusst werden? Der Weg von der animativen Bodypercussion bis zum Mitmarschieren ist ganz kurz. Kann es so schnell kippen?